

Land wird auch bei den internationalen Bestrebungen geschwächt dastehen.“

Ökumenische Suche nach gemeinsamen Wurzeln

Bei den ökumenischen Gottesdiensten und Begegnungen wies der Papst immer wieder auf die gemeinsame Grundlage der Kirchen hin. Die Orte der Begegnung sprachen dabei selber die deutliche Sprache gemeinsamer Vergangenheit, seien es die alten Dome in Trondheim, Uppsala, Åbo, Roskilde oder die Tingvellir-Ebene in Island, wo das Alting vor knapp 1000 Jahren das Christentum beschlossen hatte: „Wir haben alle *ein* Gesetz und *einen* Herrn“, Worte, die der Papst auf isländisch wiederholte. Auf der gemeinsamen Grundlage der Schrift, der Taufe und des Glaubensbekenntnisses müßten die Christen wieder zur Einheit zurückfinden, nicht aus Bequemlichkeit (durch Vertuschen der Unterschiede – also keine Interkommunion um jeden Preis –), sondern weil Christus es befiehlt. Nur gemeinsam könne das Evangelium wirksam in unserer säkularisierten Zeit verkündet werden. Wiederholt erwähnte er das Wort von der „Einheit in der Vielfalt“, um anzudeuten, daß Einheit im Glauben nicht in der Preisgabe, aber auch nicht in der Verabsolutierung der eigenen Kultur besteht – letzteres eine Tendenz innerhalb der nordischen Staatskirchen. Dabei konnte er stillschweigend auf die Messen mit seinen eigenen Gläubigen hinweisen, die durch ihre Vielfalt an Sprachen und Hautfarben nur ein Zentrum hatten: Christus selbst.

„Christus ist Zentrum“ war daher auch der Grundgedanke der Predigten. „Mit diesem rechten Mittelpunkt steht Ihr auch in der kleinsten Gemeinde mitten in der universellen Kirche und könnt bei vielen von den Menschen, mit denen Ihr zusammenlebt und die nicht Katholiken sind, das Gemeinsame entdecken, wie sie nämlich ihr Leben in Treue gegenüber ihrer christlichen Taufe zu leben suchen. Sie wünschen von ganzem Herzen, Christus nachzufolgen und ihm zu

dienen. Ein echter ökumenischer Geist befähigt Christen dazu, sich gegenseitig als Pilger anzuerkennen und sich gegenseitig zu helfen, das Evangelium zu verkünden.“

Ein offener Brief, den 223 katholische Laien in verschiedenen Tageszeitungen veröffentlichten, „weil wir während des Besuches kaum eine Chance haben, Gehör zu finden“, und der die fortdauernde Diskriminierung der Frau in der Kirche beklagt, die immer noch ausschließlich wegen ihres Geschlechts von den kirchlichen Ämtern ausgeschlossen ist, wurde vom Papst indirekt in seinen Predigten beantwortet. So sagte er z. B. in Öm (Dänemark): „Wir wissen, daß Maria am Pfingsttag zusammen mit den Aposteln im Obergemach war. Obwohl sie nicht die apostolische Sendung der Apostel erhielt ...“ Bei einer Ansprache in der Universität von Uppsala betonte Johannes Paul II. das Recht aller Menschen auf Leben. „Gleich, ob der Mensch sich im Mutterschoß oder in der letzten Lebensphase befindet, darf er niemals der Gegenstand für

Dispositionen werden, die das Leben für andere leichter machen wollen.“ Gegenüber den Vertretern der Laienorganisationen sowie in seiner Predigt in Uppsala legte er großes Gewicht auf die lebenslange Treue in der Ehe. „Die Größe einer Gesellschaft kann man an ihrem Familienleben messen.“

Die Jugend zum „Geben“ ermuntert

Die Predigt der letzten Messe in Vadstena, zu der vor allem die Jugendlichen der nordischen Länder eingeladen waren, war getragen von dem Gedanken, daß es der Jugend gegeben ist, großzügig schenken und geben zu können. Ausgehend vom Beispiel der Heiligen des Ortes, der hl. Birgitta von Schweden, die zuerst 8 Kindern das Leben und dann sich selber den Armen und der Kirche geschenkt hatte, und vom Evangelium des Tages, in dem Zachäus verspricht, die Hälfte von dem, was er besitze, den Armen geben zu wollen, forderte er die Jugend auf, zu geben, um eine bessere Welt zu bauen.

B. K.

Italien: Theologen und Intellektuelle melden sich zu Wort

Die Aufregung war beträchtlich, und die Reaktionen ließen nicht auf sich warten. Gemeint ist das Echo auf die Verlautbarung, durch die in Form eines „*Briefes an die Christen*“ – wir haben bereits im letzten Heft (vgl. HK, Juni 1989, 285) kurz darüber berichtet – 63 italienische Theologen und katholische Intellektuelle wegen der aktuellen kirchlichen Vorgänge sich an die Öffentlichkeit wandten.

Kaum war der im wesentlichen innerhalb der *Italienischen Theologenvereinigung* konzipierte und rund um das von dem Historiker *Giuseppe Alberigo* geleitete Religionswissenschaftliche Institut in Bologna erarbeitete und zuerst von der Bologneser Zeitschrift „*Il regno*“ (15. 5. 1989) veröffentlichte Text durch erste Agenturauszüge be-

kanntgeworden, meldete sich auch schon der Sprecher der Italienischen Bischofskonferenz zu Wort mit der Feststellung, der Brief unterscheide sich zwar gegenüber anderen öffentlichen Äußerungen, gemeint war in erster Linie die „Kölner Erklärung“ (vgl. HK, März 1989, 127 ff.), durch einen ruhigen Ton; aber eine „nicht oberflächliche Lektüre“ zeige, daß „substantielle Fragen“ in einer Richtung interpretiert würden, die zu „tiefen Verfremdungen des katholischen Glaubensinhalts und zu (daraus) folgenden Spaltungen führen könnte ...“ Der Brief stimme nicht mit dem rechten kirchlichen Fühlen und Handeln überein; die Gläubigen seien deshalb „vor trügerischen Eingebungen“ zu warnen.

Heftige Reaktionen zu Beginn

Zwei Tage später, bei der Eröffnung der Vollversammlung der Italienischen Bischofskonferenz, kritisierte deren Vorsitzender, Kardinal *Ugo Poletti*, in scharfer Form das Papier und seine Unterzeichner: der Text ergehe sich in „Anspielungen“; er interpretiere das II. Vatikanum im Sinne einer „Aufweichung der katholischen Lehre über die eine und universale Kirche und den Primat des Papstes“ und mache den Versuch, anderen Formen des Lehramts gegenüber dem hierarchischen die größtmögliche Autonomie zuzubilligen, und dies speziell im ethischen Bereich.

Poletti bedauerte überdies den Gang der Theologen an die Öffentlichkeit und deutete negative Folgen für die Ausbildung der Seminaristen und Theologiestudenten an, denen so von manchen ihrer Lehrer kein prägendes gutes Beispiel gegeben werde.

Tage später schließlich, als er zum Abschluß der Vollversammlung sich an die italienischen Bischöfe wandte, griff der Papst selbst den Vorgang auf, ohne allerdings das Papier beim Namen zu nennen, und stellte klar: Die Bischöfe fungierten als die authentischen Lehrer des Glaubens. Sie seien in Einheit unter sich und mit dem Bischof von Rom „die Säulen“, auf denen die Evangelisationsarbeit und die Verantwortung dafür aufruhe. Ihnen gegenüber gebe es keinen „legitimen Raum“ für offene oder versteckte Formen eines „parallelen oder alternativen Lehramts“. Die Wahrheit Christi sei *eine* und diese sei in besonderer Weise den Aposteln und deren Nachfolgern anvertraut. Und wie Kardinal Poletti spielte auch der Papst vor allem auf den ethischen Bereich bzw. auf die „moralische Dimension des Glaubens“ an. Die Moral gehöre konstitutiv zum Glauben. Die ethische Wahrheit des Christentums werde nur allzuoft in Fallen gelockt und bestritten: nicht nur durch praktisches Verhalten, sondern auch in der Lehre – zum Schaden für das christliche Leben und für die nobelsten und wesentlichsten menschlichen Werte.

Aber die kirchenamtlichen Stellen waren nicht die einzigen, die sich an dem „Brief an die Christen“ rieben. Befürworter und Gegner lieferten sich heftige öffentliche Wortgefechte, wobei von den Gegnern des Briefes allerdings kaum auf die Argumentation der Unterzeichner eingegangen, sondern die Erklärung pauschal als gegen die kirchliche Lehramtsautorität und den Papst gerichtet verurteilt wurde. Die Tagespresse machte daraus einen Streit zwischen „Wojtylanern“ und „Antiwojtylanern“, zwischen Ratzinger-Anhängern und Ratzinger-Gegnern. Eine kleine Gruppe von Theologen meldete sich mit einer *Gegenerklärung* zu Wort. Sie meinte, dadurch Angriffe auf die Autorität des Papstes und des Lehramts abwenden zu sollen, stieß damit aber ihrerseits im Vatikan und speziell bei Kardinal Ratzinger auf wenig Gefallen.

Die Anliegen des „Briefes an die Christen“

Vorübergehend schien sich eine zweite Front zwischen *katholischen Zeitungen und Zeitschriften* aufzutun. Dabei geriet weniger „Il regno“ als Erstveröffentlicher ins Kreuzfeuer als die von den Edizioni Paoline in Mailand herausgegebenen Familienillustrierte „famiglia cristiana“ und „Jesus“, Massenblatt die eine, Monatschrift von geringer Auflage die andere, da ganz im Gegensatz zur Mailänder katholischen Tageszeitung „Avvenire“ beide die Position der Briefautoren durch zustimmende Kommentare zu stützen versuchten. Ohne jede Überlegung schossen Vertreter und Presseprodukte von „Comunione e Liberazione (CL)“ schon gegen die Unterzeichner. „Il sabato“, das Wochenblatt von CL, nannte Autoren und Unterzeichner des Briefes schlicht „cattomassoni“, katholische Freimaurer.

Warum über Wochen so viel Aufregung? Die Frage beantwortet sich nicht allein durch den Inhalt des „Briefes“. Dieser unterscheidet sich von der „Kölner Erklärung“ nicht nur durch eine völlig unpolemische Diktion, er argumentiert auch gezielter und

schlüssiger in der Sache. Dabei spricht er die aktuellen Konflikte (Bischofsnennungen, Theologenreglementierungen, „Humanae-vitae“-Syndrom) *kaum direkt* an, sondern versucht die laufenden Auseinandersetzungen in ihren tieferen Ursachen zu erfassen, verständlich zu machen und – soweit möglich – Abhilfen anzudeuten. Zwar stellt auch der „Brief“ der Italiener fest, es gebe Unbehagen wegen bestimmter Verhaltensweisen der zentralkirchlichen Autorität in Lehre, Disziplin und Institutionen, und nicht wenige seien beunruhigt über „regressive Schübe“, die das kirchliche Leben gegenwärtig heimsuchten. Es wird in dem „Brief“ aber auch ausdrücklich gesagt, man wolle weg von aller Polemik, die sich häufig auf Oberflächenaspekte fixiere, während die wirkliche Gefahr darin bestehe, daß viele nicht bemerkten, um was es wirklich gehe. Erstes Postulat des Briefes ist ein *Verständnis des II. Vatikanums*, das dessen pastoralem Charakter gerecht werde bzw. das dessen pastoralen Charakter nicht durch Herabsetzung seiner Autorität mißdeute. Die „pastorale“ Wende des II. Vatikanums habe, so der Brief, in der *Verinnerlichung des Begriffs des Pastoralen durch die Lebdimension* des christlichen Glaubens selbst bestanden. Damit habe es den Weg gewiesen zu einer wahrheitsgetreuen Interpretation der Wahrheit innerhalb der geschichtlich existierenden christlichen Gemeinschaft. Und genau das sei der Punkt, durch den sich das „Lehrgleichgewicht“ des II. Vatikanums gegenüber bestimmten nachtridentinischen Lehrtraditionen unterscheide. Das bedeute selbstverständlich nicht, das II. Vatikanum lasse sich von der übrigen Tradition trennen, oder es genüge, wörtlich zu wiederholen, was es gesagt habe. Wie die Gesamtradition erfordere auch das II. Vatikanum eine korrekte Verdolmetschung, die den „inspirierenden Kern“ des Konzils erfasse. Zu vergangenen „Lehrgleichgewichten“ zurückkehren heiße aber nichts anderes als den inspirierenden Kern des Konzils ignorieren. Gerade dies sei der Streitpunkt, an dem sich gegenwärtig „die Geister scheiden“.

Die anderen Anliegen des Briefes be-

treffen Führungsstil und Erscheinungsbild der Kirche, deren inneres institutionelles Gleichgewicht im Verhältnis von Gesamtkirche und Ortskirchen sowie Natur, Reichweite und Zuständigkeitsgrenzen des Lehramtes.

Die Lehramtsproblematik als Kernpunkt

Zum *Erscheinungsbild und Führungsstil* in der Kirche wird festgestellt, die Kirche dürfe sich nicht nur individuell, sondern auch in ihrer „Strukturierung als Institution“, in ihren Beziehungen zu den Staaten und in ihrem Verkündigungsstil nicht von „weltlicher Logik“ bestimmen lassen. Sie müsse vielmehr dem „Stil Christi“ folgen, der sanftmütig von Herzen und arm gekommen sei, um nach dem verlorenen Schaf zu suchen. „Privilegienmentalität“ könne nicht die Haltung einer Kirche sein, die sich als Sakrament der Vereinigung mit Gott und der Einheit unter den Völkern (vgl. „Lumen gentium“ 1) verstehe. Die „Bekehrung zum Stil Christi“ sei Aufgabe nicht nur des einzelnen, sondern auch „unserer Gemeinschaften und der ganzen Kirche“.

Um zu einer Veränderung des institutionellen Gleichgewichts zwischen Ortskirchen und Gesamtkirche zu kommen, wie es für das zweite Jahrtausend typisch geworden sei, insistieren Autoren und Unterzeichner des Briefes vor allem auf der „äußerst delikaten“, vom II. Vatikanum verwendeten Bezeichnung der Kirche als „*communio ecclesiarum*“, als Gemeinschaft von Kirchen. Auf dieser Grundlage müsse auch die gegenwärtige Diskussion über die Bischofskonferenzen gesehen werden. Es gebe keine „leichten Lösungen“ für das rechte Verhältnis von Einheit und Pluralismus, aber die Kirche dürfe – aus Angst vor den möglichen Folgen für die Einheit – nicht von vornherein auf die Vielfalt von Glaubensverständnissen und Glaubenshaltungen verzichten, die der Heilige Geist in den verschiedenen Gemeinschaften und in der pastoralen Führung durch die Bischöfe selbst wecke.

Bei der Frage nach Natur, Zuständigkeit und Grenzen des Lehramtes greifen Autoren und Unterzeichner des Briefes wieder das „*Pastorale*“ als *Qualifikationsmerkmal* auf. Das „Wiederzurechtrücken“ des Lehramtes mit Hilfe dieses Merkmals sei kein Attentat auf dessen Würde und Notwendigkeit, sondern streiche seine Leitungsfunktion in der Glaubensgemeinschaft heraus. Auch da gebe es keine leichten Lösungen für die aktuellen Probleme. Allerdings bestehen die Verfasser auf drei Dingen: das „delikate Problem der Ausweitung des Magisteriums auf den ethischen Bereich“ müsse vertieft werden; der Hinweis des II. Vatikanums auf die Rangordnung der Wahrheiten dürfe, „um nicht alles auf einer einzigen und gleichen Ebene plattzudrücken“, nicht übergangen werden. Und die Theologen hätten nicht die Aufgabe, bloß die Aussagen des Lehramtes zu verbreiten und die Begründung seiner Stellungnahmen zu vertiefen. Zu ihrem Dienst in der Kirche gehöre es, auch „neue Fragen“ zu stellen, wenn solche sich aus neuen Umständen ergeben, und in Treue zum Herrn der Kirche „mit ihren Brüdern im Glauben“ auch unerforschte Wege zu gehen. Dazu gehöre auch die Aufgabe, die Glaubenserkenntnis im Gespräch mit den nichttheologischen Wissenschaften zu vertiefen. Überdies sei nicht zu übersehen, daß es in der alten Kirche („Kirche des Ursprungs“) eine Funktion des Lehrens im Sinne einer Vielfalt von Charismen gegeben habe, die sich nicht auf das Leitungsamt in der kirchlichen Gemeinschaft beschränken lasse. Und das Verständnis der christlichen Botschaft wachse nicht nur – der Brief bezieht sich auf „*Dei verbum*“ 8 – durch „das sichere Charisma der Wahrheit“, das in der Verkündigung der Bischöfe zum Tragen komme, sondern „schon vorher durch das Studium und die Erfahrung der Gläubigen“.

Die Betonung der eigenständigen Rolle sei es der Theologie, sei es des Glaubenssinns der Gläubigen und die Forderung, die Lehramtsbefugnis nicht unbesehen auf ethische Fragen zu übertragen, haben wohl *in erster Linie* zu den ersten scharfen Stellungnahmen geführt. Nicht zufällig tau-

chen sowohl die Forderung nach strikter Einbindung der ethischen Fragen in die Lehramtszuständigkeit wie der Vorwurf, Theologen beanspruchten ein „paralleles“ Lehramt sowohl in der Ansprache des Papstes wie in der ersten Erklärung des Konferenzvorsitzenden der Bischöfe auf.

Ablehnung nur ein Teil des Echos

Aber die anfangs scharfen Reaktionen von hoher und höchster Stelle haben wohl noch andere Gründe als nur inhaltliche. Die Art der Reaktionen zeigte, daß öffentlicher Widerspruch oder auch nur die öffentliche Äußerung von Zweifeln an der Art der Ausübung kirchlicher Lehr- und Leitungsbefugnisse in Italien wie anderswo auch immer noch als unziemlich, wenn nicht als unkirchlich gilt. Der *Nutzen der Bildung einer öffentlichen Meinung* auch in der Kirche, von der immerhin schon Pius XII. (Ansprache an Journalisten vom 17. Februar 1950) sagte, ohne sie würde der Kirche etwas fehlen und „die Schuld daran fiel auf Hirten und Gläubige“, scheint noch wenig erkannt zu sein. Hinzu kam, daß die Bischöfe, die von der Vorbereitung des Briefes nichts ahnten, sich so kurz vor der Vollversammlung der Bischofskonferenz sichtlich überrascht, wenn nicht überrumpelt fühlten. Und speziell die vatikanische Seite hatte wohl nicht erwartet, daß sich Unbehagen unter Theologen und Laien auch in Italien offen artikulieren würde. Die „Kölner Erklärung“ war trotz ihres Echos in West- und Südeuropa vornehmlich als lokales Ereignis eingestuft worden; dieses Argument trug jetzt nicht mehr.

Aber wie anderswo auch, waren die ersten ablehnenden Reaktionen und die sie begleitenden Polemiken nur ein Teil des kirchlichen Echos. Schon auf der Vollversammlung des italienischen Episkopats haben mehrere Bischöfe nicht nur ihr Bedauern über die Veröffentlichung des „Briefes“ ausgedrückt, sondern zugleich vertiefende Gespräche gefordert. Und mehrere Bischöfe, so der neue, aus Mailand kommende

Turiner Erzbischof *Giovanni Saldarini* und auch *Clemente Riva*, ein Weihbischof Kardinal Polettis in der Diözese Rom. Die Unterzeichner des „Briefes“ selbst bemühten sich einzeln oder in Gruppen gleich um das Gespräch mit den Bischöfen. Kardinal *Martini* hat die fünf Mitunterzeichner aus dem Mailänder Seminar in Venegono bereits zwei Wochen nach der Veröffentlichung des Briefes zu einer Aussprache empfangen. Und *Martini* selbst warnte schon, als die Polemik gegen die die Unterzeichner des „Briefes“ unterstützenden Zeitschriften be-

sonders heftig wurde: Italien verfüge über einen besonderen Reichtum an guten Zeitschriften, um den andere die italienischen Katholiken beneiden würden; diesen Reichtum gelte es weiter zu erhalten.

Es kommt etwas in Gang

So zeigt auch der Brief der 63 italienischen Unterzeichner, daß wenigstens zwischen Theologie und Hierarchie einiges in Bewegung kommt. Sollte sich die gegenwärtige Auseinandersetzung über Theologie und Lehramt,

über Wahrheit und Gewissen, über Glaube und Moral und über disziplinäre kirchliche Maßnahmen – der neue „Treueid“ scheint ein wesentlicher Anlaß für den italienischen „Brief“ gewesen zu sein – trotzdem zu einer neuen Modernismus- resp. Antimodernismuskrise ausweiten, dürfte der Text der italienischen Theologen allerdings gerade wegen seiner wenig vordergründigen, in die Substanz des kirchlichen Selbstverständnisses eindringenden Argumentation zur Probe aufs Exempel antimodernistischer Verdächtigung werden. *D. S.*

Bunter Marktplatz – Stachel im Fleisch

Der 23. Deutsche Evangelische Kirchentag in Berlin

Wie die Bundesrepublik wurde auch der Deutsche Evangelische Kirchentag 1989 vierzig Jahre alt. Das 23. große Protestantentreffen, zu dem es in anderen Ländern ebensowenig Parallelen gibt wie zum Katholikentag, fand im Jubiläumsjahr vom 7. bis 11. Juni in Berlin statt. Mit über 150 000 Dauerteilnehmern kamen diesmal beinahe dreimal so viele Kirchentagsbesucher in die frühere Reichshauptstadt wie beim letzten Berliner Kirchentag von 1977 (vgl. HK, Juli 1977, 367ff.): Zeichen der seither enorm gewachsenen und offenbar ungebrochenen Anziehungskraft des Ereignisses Kirchentag vor allem für junge Menschen. Berlin war kein Kirchentag im Zeichen markanter Neuaufbrüche oder eines herausragenden Themas; in der thematischen Bandbreite, in Grundstimmung und Atmosphäre war es ein sehr „normaler“ Kirchentag. Gerade deshalb stellt sich nach Berlin die Frage, wie es mit dem Kirchentag weitergeht: Wird bzw. soll er in Zukunft stärker ein möglichst offenes und breites Forum des deutschen Protestantismus sein, oder entwickelt er sich mehr zu einer entschieden Position beziehenden Bewegung, die sich als alternativer „Stachel im Fleisch“ und als Vorhut gegenüber der verfaßten Kirche versteht?

Kirchentag ist, das zeigte sich auch wieder während der fünf Tage in Berlin, zunächst einmal *Ausnahmestand*: Messehallen, in denen nicht Geschäftsleute über Aufträge verhandeln, sondern (beim „Markt der Möglichkeiten“) sich kirchliche und nichtkirchliche Aktionsgruppen und Initiativen für Umwelt-, Dritte-Welt- und Friedensarbeit vorstellen oder in denen ein vorwiegend junges Publikum stundenlang sehr konzentriert Bibelarbeiten und Podiumsdiskussionen zuhört; Kirchen, in denen sich nicht wie sonst meist nur eine verschwindend kleine Gottesdienstgemeinde versammelt (nach der letzten EKD-

Statistik liegt der durchschnittliche Gottesdienstbesuch in West-Berlin bei 2 Prozent), sondern die die Interessenten für Gottesdienste und Feiern aller Art kaum fassen können; Grünflächen fest in der Hand von Jugendlichen, die im vierhundertseitigen Kirchentagsprogramm blättern, ihre Siesta nach (oder auch anstatt von) Vorträgen und Diskussionen halten und sich über ihre Erlebnisse und Erfahrungen auf dem großen Christentreffen austauschen; ein „Abend der Begegnung“, bei dem der verkehrsreiche Kurfürstendamm ganz den Kirchentagsbesuchern und ihren Berliner Gastgebern gehört.

Ein kaum mehr zu überblickendes Vielerlei

Allerdings ist die besondere *Kirchentagsatmosphäre* (sie ist mit der der letzten Katholikentage weithin identisch) inzwischen längst kein Neuheitserlebnis mehr, sondern weithin selbstverständliche Routine. Das gilt etwa für die vielen neuen geistlichen Lieder, die fester Bestandteil nicht nur gottesdienstlicher Kirchentagsveranstaltungen sind und durch die Kirchentage vielfach auch in den Gemeinden heimisch geworden sind, überhaupt für die reizvolle Mischung aus Posaunenchor und Sacro-Pop aller Spielarten als musikalisches Markenzeichen des Kirchentags. (In Berlin beschäftigte man sich im Rahmen eines in dieser Form erstmals durchgeführten Forums „Künste und Kirche“ u. a. mit religiösen Zeitzeichen in Rock und Pop.) Vor Jahren wurde von Kirchentagsbeobachtern noch mit Erstaunen registriert, wie locker und sogar ausgelassen die der religiösen Sinnhaftigkeit traditionell entwöhnten Protestanten feiern können; inzwischen hat